



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Trotha, Adolf v.: Reisebriefe an den Kaiser : von der letzten Weltreise
deutscher Linienschiffe : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reisebriefe an den Kaiser*)

Von der letzten Weitreise deutscher Linienschiffe

Von Adolf v. Trotha

(Fortsetzung)

Rio de Janeiro, den 15. 2. 1914.

Südwestafrika mit seinen beiden Küstenplätzen Swalopmund und Lüderitzbucht liegen hinter uns. Ein ganz verändertes Bild gegen Kamerun. Die sandige, brandende Küste, ohne eine Spur von Baumwuchs oder augenfälliges Grün. Kein tiefblaues, tropenwarmes Meerwasser, sondern der Einfluß der kühlen Strömung überall bemerkbar. Im Schiff etwas Abkühlung, die Nacht fast empfindlich kalt, kein Sonnsegel mehr, blaues Zeug wird gegen Abend wieder Mode.

Ich habe gestaunt, als ich Swalopmund nach 18 Jahren wieder sah. Damals ein freier Strand, auf den man mit dem Brandungsboot hinaufgeworfen wurde, nicht wissend, ob man eigentlich mit dem Kopf oder einem Bein zuerst von den bereitstehenden Schwarzen an Land gezogen war. Im losen Sand einige elende Bretterbuden, im Hotel zum Fürsten Bismarck hatten die paar Gaßzimmer noch keine Decke; es regnete ja nicht in der Jahreszeit. Ein kleines zerlegbares Holzhaus war im Bau; erst ein Zimmer fertig; die Koffer des glücklichen Besitzers standen im Sande, wollte er Wäsche wechseln, so störte ihn niemand, wenn er dort im Freien die Toilette zusammensuchte. Der Herr — er war wohl ein Gartenfanatiker — hatte eine Kartoffel gepflanzt und begoß sie täglich, um etwas Grün zu sehen.

Jetzt eine große Landebrücke, deren noch weit stärkerer Ersatz im Bau ist, ein freundliches Städtchen, die Straßen mit Bäumen bepflanzt, nette Wohnhäuser mit grünenden und blühenden Gärten, eine hübsche Kirche mit Pfarr- und Schulhaus, die Bahnstation nicht zu vergessen. Krieger- und Flottenverein, Regellklub und Turnverein, das Empfangskomitee an der Landebrücke, eine echte deutsche Stadt.

Aber was für eine Summe von Tatkraft und Wagemut, das alles zu schaffen am freien, brandenden Meeresstrand, der geschützten englischen Walfischbai zum Trotz. Auch das echt deutsch! Es war leider schlechte Brandung; nachdem 120 Mann an Land waren, mußte der Verkehr aufgehoben werden. Aber die 120 Mann haben es auch genossen, sich einmal verwöhnen zu lassen von ihren Landsleuten.

Auf dem Marktplatz Schießbuden und Karussells, Negertänze und Erfrischungshallen, Eselrennen und dergleichen mehr, der Jahrmarkt einer heimatlichen Kleinstadt. Und abends wie zu Hause an Kaisers Geburtstag. Im festlich geschmückten Saale herzliche Reden hin und her, patriotische Lieder und donnernde Hochs der Heimat. Der steife Kommiss mit der Gattin des Chefs, der Obermatrose mit dem festlich geschmückten Hausmädchen, der Leutnant mit jeder, die nett ausah; dazwischen der Gemeindediener, der sich verpflichtet fühlt, Ordnung zu halten zwischen dem bunten Anäuel, ohne selbst noch ganz in Ordnung zu sein: so schob sich vorbei vor dem Tisch der Ehrengäste, daß man wirklich sagen konnte, Kolonie und Heimat haben sich gefunden.

*) Siehe auch „Grenzboten“ Heft 4/5, 6. Weitere Briefe folgen.

Am nächsten Tage mußte schon geschieden sein, und nicht ganz leicht war es, im dicken Nebel nach Lüderichsbucht hineinzukommen. Sand und Fels — oder Klippe, wie man hier sagt —, das Wasser kostet 30 *M* die Tonne, da ist ein Blumentopf schon ein Luxus; nur der Gefängniswärter kann mit seinen Arbeitskräften es billiger haben und ein blühendes Gärtchen mit grünberankter Laube dem Boden abringen.

Es ist erstaunlich, einen wie tüchtigen Eindruck diese kleine, aus dem Diamantengewinn herausgewachsene Stadt macht. Es erfreut das Herz, überall das Empfinden mitzunehmen, daß dort unten in Südwest ein starkes, in Körper und Empfindung gefundes Geschlecht heranwächst. Den Eindruck hat man auch in Lüderichsbucht. Wir hatten ja wieder mit dem Kohlennehmen und unfreundlichen Seeverhältnissen dabei zu kämpfen, aber ein Teil unserer Leute hat doch, bei der unübertrefflichen Gastfreundschaft, die geboten wurde, auch die Diamantenfelder sehen können. Es macht doch Freude, mal in der Wäscherei aus dem dunklen „Herz“ — wie es heißt — die glitzernden Diamanten herauszufuchen, auch wenn man sie leider nicht behalten darf.

Ein merkwürdiges und doch höchst fesselndes Bild, der Blick in die Namib — den Wüstengürtel — hinein. Der Fernblick abgeschlossen durch hohe Wanderdünen, ein welliges Gelände vor einem liegend, aus dem gelben Grund Felskuppen eines fast blauen Gestirns hervorbrechend; der Wind segt den freien Sand vor sich her, da und dort zeigen bleichende Kindergerippe die Spur des alten Baiweges an. Über dem Ganzen steht blendend die Sonne, die Luft flimmert vor strahlender Hitze.

Zu Guer Majestät Geburtstag hatten die ungünstigen Hafenerhältnisse und der unfreundliche Südwest uns ja noch Kohlen beschert, aber die Hurras haben wir uns nicht verleiden lassen, wenns auch mitten aus der Arbeit heraus sein mußte. Es galt ja, die große Aufgabe vorwärts zu bringen, die uns gestellt war, da gab die Besatzung auch an Kaisersgeburtstag die ganze Arbeitskraft her, ihrem Vaterland, ihrem Kaiser zu Ehren. Den freien Tag haben wir dann nachgeholt. Ein Teil der Besatzung, wenn auch nur sehr wenige, konnten auch abends noch an Land, um mitzufeiern und zu tanzen; ähnlich das Bild wie in Swakopmund.

Dann wurde die Überfahrt zum anderen Weltteil angetreten. Erst noch frischer Südwest und ziemliche Dünung querein, soweit der Einfluß der Küste und des kalten Stromes reichte; dann setzte der Passat fast recht von achtern ein mit leichten Schaumköpfen und wechselnder Dünung. Dem schweren Schiff macht das nichts, langsam hebt und senkt es sich, die Dünung parierend, kaum 4° legt es sich über Trockenes Deck und schönes heiteres Wetter.

Am 2. Februar fällt der Anker vor St. Helena. Das Wetter meint es gut. Der sonst häufige Regen war klarem Sonnenschein gewichen, die nach der Regelanweisung zu fürchtenden Seeverhältnisse waren aufs freundlichste gestimmt. Der Kohlendampfer konnte ohne Schwierigkeit längsseit liegen, und so war diese Arbeit schnell getan.

Es wird kaum einer unter der Besatzung sein, der nicht das schmale, schroffe Tal von St. James hinaufgestiegen ist nach Longwood, dem Verbannungsort Napoleons. Ein dürftiges kleines Landhaus, teils nur aus Holzwerk gefügt, die wenigen kleinen Zimmer, die gezeigt werden, ohne Einrichtung — sie ist seiner Zeit versteigert worden —, kahl, unfreundlich, nur eine Marmorbüste an der Stelle, wo

er gestorben ist. Ein kümmerliches Gärtchen am Haus. Daneben etwas geschützte gegen den Wind und daher jetzt von höheren Bäumen freundlich eingefast das Haus, das Bertrand bewohnte. Zwei Löcher hatte Napoleon dort in die Wand brechen lassen, um im Sitzen und Stehen unbelästigt dem Exercieren der englischen Soldaten auf dem gegenüberliegenden Berghang zusehen zu können. Durch ein drittes Loch verfolgte er den Bau eines für ihn bestimmten Steinhauses, das er aber nicht mehr bezogen hat.

So liegt das Anwesen Longwood auf freier Höhe, gewiß ein schöner Rundblick über die von allen Seiten steil aufsteigende Insel und weit aufs Meer hinaus. Aber jede Bergeshöhe zeigt noch heute die Anlage von Befestigungen, jedes noch so schroffe Tal ist unten durch eine Mauer versperrt, und überall, wo es nur denkbar ist, stehen Marmgeschütze, heute vergessen und verrostet und die Mauerwerke meist zerfallen. So wirkt auf den Besucher nicht die schöne Natur, sondern er bekommt den starken Eindruck, daß hier ein schließlich gebrochener Mann geendet hat, der nach dem Versuch, die Welt umzustößeln, seine ehrgeizigen Pläne vernichtet, sich selbst gefesselt fühlt, eigentlich tot, ehe er zu Grabe getragen wurde in die grünende Schlucht hinunter, wo jetzt zwischen schönen alten Bäumen eine weißgetünchte Steinplatte ohne Inschrift an ihn erinnert.

Ein stolzer Eindruck für unsere Mannschaft, das Gefühl, daß auch am Grabe Napoleons der Deutsche als Sieger steht. Auf der weiteren Überfahrt trat auf S. M. S. „Kaiser“ leider ein langsam zunehmendes Versalzen der Kessel ein, da sowohl Undichtigkeiten an den Kondensatoren wie auch nicht einwandfreies Arbeiten der Verdampfer — Erscheinungen, mit denen schon öfter zu kämpfen war — Salz dem Speisewasser zutreten ließen und während der 18 Tage der Überfahrt das Schiff nur auf selbsthergestelltes Wasser angewiesen war. Bei der nun eintretenden Neigung der Kessel zum Überkochen war es rätlich, in den letzten Tagen von einem Manövrieren mit dem Schiff abzusehen. Es wurde daher alle Zeit verwandt, den Gefechtsdienst zu fördern und die erste Gefechtsbefichtigung zu erledigen, während das Schiff die Reise mit gleichmäßiger Fahrt fortsetzte.

Hierbei bot sich Gelegenheit, dicht an der kleinen einsamen Insel Trinidad vorbeizulaufen. Ein aus großer Tiefe schroff aufsteigendes Eiland, zur Zeit ganz unbewohnt. Zwischen den großartigen vulkanischen Berggruppen steigen Felsäulen wie große Denksteine bis zu 400 m Höhe senkrecht empor. Wilde Naturgewalten müssen hier gekämpft haben, um diese Massen zur Insel aufzutürmen. — Jetzt umschweben nur unendliche Scharen von Seevögeln, ohne Kenntnis von Scheu vor dem Schiff, die hohen Felsen und spielen über den blauen Fluten. Bald wird es dunkel, und während die Insel als malerischer Schatten am Horizont steht, steigt der Vollmond in glänzender Pracht gerade über dem Kielwasser des dahinziehenden Schiffes auf. Das Meer spinnt silberne Fäden aus dem Mondlicht und der nächtliche Tropenhimmel läßt allen seinen Glanz spielen in verschwenderischer Fülle.

